

Was heisst das - „schön“? Ein Gedanken-Gang für Hugo Suter

Einen schönen Sonntag!

Einen schönen 1.Mai!

Einen schönen Tag wünsche ich, in dieser schönen Ausstellung. In Schönthal.

Schön, wieder einmal in Langenbruck zu sein. Es war auch schon weniger schön. 1953 muss das gewesen sein. Ein Wintermorgen. Nach einem unsäglich langen Anstieg, die Felle unter den Skiern, die Felle, die sich ständig lösten, endlich die Höhe. Abfahrt! Nur runter jetzt. Schussfahrt im Nebel; ein Mulde. Sturz, Schmerz, sechs Wochen Bürgerspital Basel, sechs Wochen. Am Bein eine sogenannte Extension, eine moderne Foltermaschine: ein Draht, der durch die Ferse gebohrt jenseits des Bettrandes an einem Gewicht endete, Leinwand darüber gespannt, ein Zelt für ein zersplittertes Bein. Im Krankenbett ein Bruchpilot.

Das war *mein* Langenbruck. Oskar Bider, der berühmteste aller Langenbrucker, wollte nicht hinunter, sondern hinauf. In dem Film, den Leonard Steckel 1941 über ihn gedreht hat, „Bider der Flieger“, naja, nicht grad ein Meisterwerk, sieht man Langenbruck von oben; die Hügel, in denen wir hier stehen, die Wiesen und Felder, den Wald, den Kirchturm. Sein Flugzeug, eine Blériot, wie hier jedermann weiss, eine kühne Konstruktion, wiederum Draht und Leinwand; eine kastenförmige Konstruktion, oben über eine Art Bügel verspannt, zwei Flügel hängen dran, und in der Nase ein Motörchen.

Beide Konstruktionen hätten Hugo Suter interessiert. Mehr wohl als meine Extension die Bastelei von *Blériot*, die

aussah wie... wie die *Idee* eines Flugzeugs: wie ein Modell, das schon die Sache selbst war. Sah schön aus – eben wie ein Kunstgebilde. Was es auch war. (Mit einem Flugzeug in der Luft fahren könnte man ja auch nennen: künstlich fliegen).

In dem Film gibt es am Anfang eine Szene im Schulzimmer: die Schüler hören das Flugzeuglein von Bider; sie stürzen ans Fenster, lehnen sich hinaus – und sehen hinauf. Alle Gesichter in die gleiche Richtung, gegen Himmel gerichtet. Die Einstellung sieht aus wie ein Abbild von Bewunderung. Wenn man Bewunderung abbilden könnten.

Sie sehen ein solches Standfoto dort über sich. Hugo Suter hat die beiden Dinge gleich zusammen gesehen – das Flugzeug oben, und die Bewunderer unten. Auf den Flügeln seines Flugzeugs – es ist so elementar (oder primitiv) wie das von Oskar Bider – das Tapetenmuster gewordene Zuschauerfoto eines Flugmeetings. Das ist in einem Objekt eine vollständige Welt: nämlich das ganze Flugmeeting in einem Ding. Wenn wir die Gesichter, die Mützen, die Hosenträger dort oben anschauen, sind wir nicht weit nach der Bider-Zeit. Interessant, listig, witzig. Dass es schön sei, das ist unser letztes Wort, nachdem wir gesagt haben: witzig, listig, interessant. Schön, sagen wir dann; das tönt wie ein Urteil, abschliessend.

Aber was heisst „schön“? (Oder: was heisst „schön“ in diesem Fall?) Darf ich daran erinnern, dass es diese Frage einmal gegeben hat? Auch wenn die Frage im gegenwärtigen Kunstgespräch fast ein wenig unanständig tönt.

Was im allgemeinen schön sei, darauf können wir uns leicht einigen. Ganz sicher schön ist das Rot einer

knallroten Fahne am 1.Mai. Ein weiss blühender Kirschbaum. Schön ist die Aussicht vom Belchen, und schön ist die andere Aussicht auf unser Buffet nachher. Aber was heisst schön im Fall der Kunstwerke, die hier stehen? Nehmen wir ruhig einmal an, dass es sich um solche handelt.

Ich rufe, um da weiter zu fragen, ein Gedicht zu Hilfe. Es ist ein kleines Gedicht auf ein unscheinbares Ding - wobei das Wort „un-schein-bar“, wie Sie gleich sehen, das falsche Wort ist; item, es stammt von Eduard Mörike und heisst „Auf eine Lampe“. Ich lese es Ihnen vor.

Eduard Mörike: Auf eine Lampe

„Noch unverrückt, o schöne Lampe, schmückest du,
An leichten Ketten zierlich aufgehoben hier,
Die Decke des nun fast vergessnen Lustgemachs.
Auf deiner weissen Marmorschale, deren Rand
Der Efeukranz von goldengrünem Erz umflieht,
Schlingt fröhlich eine Kinderschar den Ringelreihn.
Wie reizend alles! Lachend, und ein sanfter Geist
Des Ernsts doch ergossen um die ganze Form -
Ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein?
Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.“

Das Lustgemach, die Lampe selbst, und warum beides „fast vergessen“ ist, bleibe hier unerklärt, die Marmorschale und die Dekoration mit Efeu und spielenden Kindern lassen wir beiseite. Wir nehmen das alles nur als Vorbereitung auf den Schluss, auf den es hier ankommt.

„Reizend...lachend...ernst...ein sanfter Geist“, und dann: „Ein Kunstgebild der echten Art“, nämlich: „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.“

Diese letzte Verszeile hat Lawinen von Interpretationen ausgelöst, unter anderem ein hochfliegende Kontroverse zwischen dem Germanisten Emil Staiger und dem Philosophen Martin Heidegger. Es geht dabei im Kern um ein einziges Wort: um das Wort „scheint“. Staiger, um es kurz zu fassen, interpretierte dieses Scheinen – oder diesen Schein! – als *videtur*: es scheint also ob. Es scheint so, um es diskursiv zu sagen, als ob das, was schön ist, selig in sich selbst bestehe. Nicht blosser Schein, präzisiert Staiger, als nicht einfach „Es sieht so aus, aber es ist nicht so“, sondern Wahr-Schein-Lichkeit: „Es scheint ganz so, aber sicher ist es nicht.“ Staiger, für ihn war Mörike ein Epigone der Goethezeit, also eines Autors, der noch sicher zu wissen glaubt, was „schön“ ist, sieht Mörike, mit unnachahmlicher Vorsicht, „Es scheint in sich selig zu sein und unserer gar nicht zu bedürfen. Es scheint! Vermutlich ist es so. Ganz sicher wissen wir das nicht. Denn wer sind wir armen Spätlinge, dass wir uns getrauen dürften, klipp und klar herauszusagen, wie es dem Schönen zumute ist.“

Heidegger hielt dagegen sein *lucet*: die Lampe scheint (das scheint ja auch ihre Aufgabe zu sein...) (selig) in sich selbst, „si schiint vo sälber“, und das ist schön. Staiger hielt diese Lesart (oder Interpretation) in seiner höflichen Art für „schlechterdings unmöglich“. Und: „Es handelt sich also zwischen Ihnen und mir... nicht um eine beliebige Meinungsverschiedenheit, sondern um einen wesentlichen Unterschied in der Auffassung dichterischer und philosophischer Sprache.“

Wir stehen in einem Wald, der aus Spiegeln besteht, von denen jeder das gleiche, und doch das Umgekehrte wiedergibt. Sie wissen natürlich, warum ich Sie in diesen Wald hineingeführt habe: weil dies ja das Elixier ist,

mit dem in Hugo Suters Atelier gezaubert wird: Objekte, Dinge, seinshaft, weiss Gott, die scheinen, und einen Schein vorgeben, der nicht dem Sein dahinter entspricht. Sie sind etwas, aber sie sind auch noch etwas anderes. Und selig in sich selbst? Dazu komme ich noch.

Auch bei ihm gibt es übrigens eine Lampe - sie hängt dort... hinter Ihnen - die er zerbrochen und wieder ganz gemacht hat: Sie sehen dort zunächst den äusseren Umriss, dann, im Innern, Scherben - Scherben als Linien, Bruchstücke, die in ihrer Gesamtheit, kleben Sie sie im Kopf wieder aneinander!, wieder der äusseren Form entsprechen. Raffiniert, ein Kunststück auf jeden Fall, eine Art ikonografische Akrobatik, um an Oskar Bider zu denken -

Doch wir sollte die Frage nicht vergessen: was ist das Schöne daran, warum ist das schön? „Was aber schön ist - selig scheint es in ihm selbst.“ Ich schlage vor - und ich habe Gründe dafür, deren Erörterung hier zu weit führen würde - dass wir es ruhig mit Staiger halten können. Und dann sagt Mörike etwas sehr Einfaches (etwas schein-bar Einfaches): Was schön ist, ist eine Welt, die in sich selbst ruht. Schauen Sie: wenn Sie das Flugzeug von Hugo Suter ansehen, dann wissen Sie, dass es auch da ist und Kunst bleibt, wenn Sie es nicht anschauen, dieses Bild gewordene Denkmodell, in dem Mikro- und Makrokosmos eins geworden sind, das Flugmeeting, die Zuschauer, das Flugzeug in einer unnachahmlich einmaligen Konstellation. Kunst eben. Schön, so etwas.

Das gilt für alle Objekte, die Sie hier sehen. Manche sind komplizierter, wie zum Beispiel jenes Objekt dort, auf dessen Vorderseite wir, wie durch Milchglas einen Fotoapparat, ein Weinglas und im Hintergrund (aber was

heisst „Hintergrund“) ein Fenster zu erkennen glauben - glauben, denn wenn wir uns auf die Rückseite begeben, oder wenn wir zwischen Vorder- und Rückseite in den Kasten hinein blicken, sehen wir immer wieder etwas Anderes - und das ganze Kunstwerk besteht eigentlich nicht oder nur teilweise aus diesen drei Ebenen, sondern aus dem unausgesetzt wechselnden Diskurs zwischen ihnen. Dieses unausgesetzte Gespräch zwischen Schein und Sein, Bild und Gegenständlichkeit, zwischen „es scheint uns“ und dem „Es ist“ und dem „Es ist aber gar nicht“, diese fortgesponnene Dialektik, das Hin und Her inklusive der Zeit, die man für Anschauung und Entschlüsselung braucht (indem man zum Beispiel die Scherben jener Lampe wieder zusammensetzt; oder das Flugzeug so lange anschaut, bis man das Pattern sieht, und dann, davon absehend, das Ganze wieder in den Blick nimmt, das bringt am Ende, weil es sich dann ablösen darf und in grosser Reinheit in sich selber besteht, das Schöne, oder, wenn Sie wollen, die Kunst hervor. Deren momentaner Gipfelpunkt sind die vier See-Seh-Bilder hier im Raum, und das kleine Objekt im Nebenraum des Abteizimmers: da braucht Suter keine Gegenstände mehr, die andere Gegenstände hervorbringen - es genügen Lichtpunkte (Hochlichter) um auf dem Mattglas (seiner Projektionsfläche) das Bild von Flaschen und Gläsern hervorzurufen. Nur nebenbei gesagt ist dies dann auch ein weiteres Exerzitium von Glas-in-Glas.

Ein grosser Schriftsteller, und ein unterschätzter dazu, der eigentlich der Begründer der idealistischen Ästhetik war - fast hundert Jahre vor Mörike hat Karl Philipp Moritz, dem wir, nebenbei gesagt, einen der grössten Romane der deutschen Literatur verdanken, den „Anton Reiser“, Genaustes zum Wesen des Kunstwerks gesagt. Es ist, sehen Sie sich bitte um, wie eine frühe Formulierung dessen, wo Hugo Suter hinzielt.

Ich mute Ihnen nun auch noch ein Zitat über das Schöne von Karl Philipp Moritz zu, um dann, in Schussfahrt-zum-Schlusspart und diesmal hoffentlich ohne Beinbruch zum Ende zu kommen.

„(Das Schöne) hat seinen Zweck nicht ausser sich, und ist nicht wegen der Vollkommenheit von etwas anderem, sondern wegen seiner eigenen inneren Vollkommenheit da. (...)

Während das Schöne unsre Betrachtung ganz auf sich zieht, zieht es sie eine Weile von uns selber ab und macht, dass wir uns in dem schönen Gegenstande zu verlieren scheinen; und eben dies Verlieren, dies Vergessen unserer selbst ist der höchste Grad des reinen und uneigennütigen Vergnügens, welches uns das Schöne gewährt...

Wir können also das Schöne im allgemeinen auf keine andere Weise erkennen als insofern wir es dem Nützlichen entgegenstellen und es davon so scharf wie möglich unterscheiden.“

Selig aber scheint, was schön ist, in sich selbst. Oskar Bider, meine Damen und Herren, der das Nützliche seines Apparats vor Augen hatte, war ob seiner Kühnheit und seiner Vision der Zukunft ein grosser Flieger geworden. Hugo Suter, dieser grosse Künstler, fliegt mit seinen Visionen in eine andere Richtung, immer in der Gegenwart, immer tiefer in das Wesen der Anschauung hinein, immer tiefer hinein in diese Räume, in denen Sein und Schein sich gefährlich vermischen und vermengen, trennen und wieder aufeinanderzudonnern. Und aufheben. In stiller Ruhe, in wahrhafter Autonomie stehen dann seine Werke in ihrer „eigenen inneren Vollkommenheit“ als Erinnerung an einen weiten Weg. Schön, nicht wahr? Und, ja doch, selig in sich selbst.

Dieter Bachmann, auf den 1.Mai 2011